



MÜNCHEN

Seelen-Selfie

MÜNCHNER KAMMERSPIELE:

„Gespenster – Erika, Klaus und der Zauberer“ von Lothar Kittstein
Regie Bernhard Mikeska
Bühne Steffi Wurster
Kostüme Almut Eppinger

„Flüstern in stehenden Zügen“
von Clemens J. Setz
Regie Visar Morina
Ausstattung Aleksandra Pavlović

Woran merkt man, dass ein Theater-Stream live ist? Natürlich daran, dass man ihn nicht anhalten kann, um eine Pause einzulegen. Auch Vorspulen geht nicht. Sollte man derlei Bedürfnisse aber ohnehin nicht hegen, ist der Unterschied zu voraufgezeichneten Auführungen eher ein gefühlter. Es bleibt dem eigenen Kopf überlassen, sich auszumalen, wie da gerade andere Menschen daheim am Bildschirm dieselbe Darbietung mitverfolgen wie man selbst, und dass diese Vorstellung tatsächlich just im Moment auf irgendeiner Bühne gespielt wird. Spüren kann man es als vereinzelter Laptop-Zuschauer nicht wirklich. Und doch ist „live“ das Zauberwort, das den Stream von der Konserve abhebt und näher ans reale Gemeinschaftserlebnis Theater rückt, das gerade viele so schmerzlich vermissen.

Eine Mischung aus Séance und Familienaufstellung im Glasquader – Bernhard Mikeskas Münchner Inszenierung „Gespenster“ über Thomas, Erika und Klaus Mann.

Foto Heinz Holzmann

Die Münchner Kammerspiele brachten zu Jahresanfang zwei Inszenierungen als Livestream-Premieren heraus, die auf je eigene Weise um die Sehnsucht nach menschlichem Miteinander kreisen. Das Theater-Kollektiv Raum+Zeit um Autor Lothar Kittstein und Regisseur Bernhard Mikeska hat sich auf Theaterparcours spezialisiert, die einzelne Zuschauer in Eins-zu-eins-Begegnungen mit den Darstellern bringen. Solche Intimerfahrungen sind derzeit schlechterdings unmöglich. Doch Kamera-Close-ups, so die Erkenntnis nach der Premiere von „Gespenster – Erika, Klaus und

formen hat seinen Preis. Man bezahlt es mit Einsamkeit, weil sich dauerhafte Nähe nicht einstellen will. Fast mitleidig blickt sie auf ihr früheres Ich, das noch nichts ahnt von Klaus' Selbstmord 1949 und all den Abgründen, die sich später auftun werden.

Mikeska und Kittstein lassen nicht nur die Zeitebenen virtuos verschwimmen in diesem Traumspiel. Sie bringen auch die Figuren und ihre Schöpfer zum Verschmelzen. 1969, im Jahr von Erikas Tod – als in „Gespenster“ deren jugendliches Alter Ego davon fantasiert, das Stück des Bruders auf die Leinwand zu bringen – entstand tatsächlich ein Film nach einem Mann-Stoff, aber nicht von Klaus. Vielmehr drehte Luchino Visconti „Tod in Venedig“ nach der Novelle von Überevater Thomas Mann, den sie in der Familie den „Zauberer“ nannten. In „Gespenster“ sieht Jochen Noch im Dreiteiler und mit charakteristischem Schnauzer aus wie der Großschriftsteller, mutiert aber alsbald zu dessen literarischem Helden Gustav von Aschenbach. Grandios, wie bei Noch diese Verwandlung einhergeht mit dem Zerbröseln der Contenance, und wie die Souveränität des distinguierten Herren im selben Maße schwindet, in dem sich sein sexuelles Begehren Bahn bricht. Dass Thomas Mann und von Aschenbach hier eins werden, ist insofern schlüssig, als der Schriftsteller in „Tod in Venedig“ seine eigene homoerotische Neigung sublimiert hat.

Auch den Jüngling, den von Aschenbach begehrt, fusionieren Mikeska und Kittstein mit einer realen Person – mit Klaus Mann, den Bernardo Arias Porras als androgynen Borderliner spielt. Die Kälte, die Thomas Mann zeitlebens gegenüber seinem Sohn zeigte, wird damit als eine Art Selbstschutzmaßnahme gedeutet – als hätte der Vater den Sohn vor allem deshalb auf Distanz gehalten, um nicht der Versuchung zu erliegen, ihn zu missbrauchen.

Thomas Mann verlagerte seine Sehnsüchte ins Literarische und blieb im echten Leben Gefangener gesellschaftlicher Konventionen, indem er seine Homosexualität unterdrückte. Erika und Klaus dagegen schafften es nie, aus dem Schatten des berühmten Vaters herauszutreten, versuchten dafür aber, die Regeln zu sprengen – und stürzten ins Haltlose. So eindringlich wie anschaulich erzählt „Gespenster“ am Beispiel der Familie Mann von der Schwierigkeit, sich aus Zwängen zu befreien, ohne dabei aus allen Bindungen ins Bodenlose zu fallen.

der Zauberer“, sind nicht der schlechteste Ersatz für den fehlenden Nahkontakt zwischen Publikum und Akteuren, der sonst die Arbeiten von Raum+Zeit so aufregend macht.

Das Stück über Thomas Mann und seine Kinder ist eine Mischung aus Séance und Familienaufstellung, wobei die einzelnen Familienmitglieder die meiste Zeit in Glasquader gesperrt sind, jeder und jede für sich, wie weggeschlossen in den Gefängnissen ihrer eigenen Ichs.

Erika Mann wird am Ende ihres Lebens von den Geistern der Vergangenheit heimgesucht – vor allem von ihrem jüngeren Selbst, das mit der Idee vorstellig wird, „Geschwister“ zu verfilmen, jenes Theaterstück ihres Bruders Klaus, in dem der das Verhältnis zur nur ein Jahr älteren Schwester Erika verarbeitet hat. Und das gemeinsame, lustvoll ausschweifende Leben jenseits gängiger Normen. Dreiecksverhältnisse, Bisexualität, Promiskuität, Geschwisterliebe – alles drin. Die junge Erika (Katharina Bach) zeigt frivole Freude an der Libertinage. Svetlana Belesova dagegen verkörpert die desillusionierte alte Erika, die weiß: Das unverbindliche Experimentieren mit verschiedenen Beziehungs-